

Masterstatus, Familie und Geschlecht

Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs

Intention des Beitrages ist es, Geschlecht und Familie auf der Basis eines institutionenorientierten Lebenslaufansatzes neu zu durchdenken. Die Zentrierung auf gesellschaftliche Institutionen als Orte der Vermittlung von individuellem Handeln und sozialstrukturellen Bedingungen ermöglicht es, mikro-, meso- und makrosoziale Interdependenzen in den Mittelpunkt zu rücken und bisher zum großen Teil verdeckten, da indirekten Strukturierungen von Geschlechterverhältnissen auf die Spur zu kommen. Aus dieser Perspektive relativiert sich die in der Lebenslaufforschung dominierende Individualisierungs-These zugunsten der Erkenntnis, dass Individuen sich durch institutionelle Eigenlogiken untereinander vernetzt sehen, die sie in neue Zwickmühlen bringen. Der Beitrag von Lebenslauf-Institutionen zur Rekonstruktion einer Geschlechterordnung gerät zwar zunehmend in Widerspruch zu Anforderungen an das individuelle Management der eigenen Biographie, doch der relationale Bezug zwischen Institutionen scheint Familie und Geschlecht weder aus ihren subjektiven Verpflichtungsmustern zu entlassen, noch aus ihrer sozialstrukturellen Vermittlerrolle zwischen biographischen Optionen und inkompatiblen institutionellen Verfügbarkeits-Ansprüchen.

I. Entwicklung der Fragestellung

Die soziologische Diskussion um die Kategorie Geschlecht oszilliert um zwei Zugänge: um handlungstheoretische Ansätze mit entsprechenden Akzentuierungen von geschlechtsspezifischen interpersonalen Zuschreibungen und ihren überpersonalen Wirkungen einerseits, um sozialstrukturelle Betrachtungen von Geschlecht als Grundkategorie der Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse andererseits. Die Verbindungslinien zwischen beiden führen tief in das Geflecht jener Institutionen hinein, die den Lebenslauf strukturieren. Jedoch stehen im Mittelpunkt der Lebenslaufforschung vor allem Institutionen mit Bezug zum Erwerbssystem, während es die Betrachtung von Geschlechterordnungen verlangt, die Perspektive auch auf solche Institutionen zu erweitern, die nicht unmittelbar Marktgesetzmäßigkeiten folgen. Den Fokus entsprechend zu erweitern gilt es auch für die Familie. Diese geht viele Verbindungen mit anderen gesellschaftlichen Instanzen wie Kindergärten, Schulen, Krankenhäusern, öffentlichen Versorgungseinrichtungen ein, die sich nicht von

ihr trennen können. Doch bleiben diese unentdeckt, solange wir die Relevanz von Familie für die Geschlechterbeziehung vor allem auf der Ebene subjektiven Handelns sehen. Beide Betrachtungsweisen, die der Marktzentriertheit der Lebenslaufforschung und die der Familie als mikrosozialem Geschehen, gilt es auf entsprechende Erweiterungschancen hin zu diskutieren.

1. Lebenslaufforschung – integrativer Ansatz mit disparaten Bezügen

a) Lebenslaufinstitutionen

Während die Lebenslaufforschung in den USA das „timing of events“ auf der Altersachse der Gesellschaftsmitglieder (Riley et al. 1972) vor allem zur Identifizierung sozialen Wandels über den Kohortenvergleich nutzt (Elder 1974, 1992; Featherman 1983), gewinnt im deutschsprachigen Raum die Rolle von Institutionen in der Strukturierung von Lebensläufen an Bedeutung (Kohli 1985; Mayer/Müller 1986; Blossfeld 1989; Weymann 1989; Mayer 1990; Tölke 1989; Heinz 1991; Allmendinger 1994; Leibfried et

al. 1995; Weymann/Heinz 1996). In diesem Kontext ist der – meist implizit belassene – Institutionenbegriff der Lebenslauforschung selbst sehr umfassend angelegt. Er schließt zwei Ebenen des Wirksamwerdens von Institutionen ein: sowohl die handlungsleitende kulturelle, d.h. die der sozialisatorisch transportierten und/oder rechtlich verfestigten Normen und Leitbilder, als auch die der historisch gewachsenen organisatorischen Verfasstheit der Institutionen. Beide stecken den Handlungsrahmen für subjektive Gestaltung ab.¹

Problematischer hingegen wird die spezifische *Auswahl*, die in der Analyse institutionell bedingter Verlaufsmuster dominiert. Als lebenslauftheoretisch relevant gelten bisher vorrangig jene Institutionen, die Lebensabschnitte auf marktvermittelte Weise untereinander in Beziehung setzen: das Bildungssystem (soziale Platzierung per Herkunft in Berufschancen verwandelnd), der Arbeitsmarkt (Laufbahnmuster festlegend, trotz konjunktureller und struktureller Verwerfungen) und das Alterssicherungssystem (finanziell an Erwerbsleistungen anknüpfend). Die drei Institutionen reichen sich gewissermaßen die sie durchlaufenden Individuen weiter – durch das individuell zu bewältigende Zertifikatssystem, durch Einstellungs- und Beförderungspraktiken sowie über statusabhängige Rentenansprüche. Hierauf basiert auch die Annahme, der Lebenslauf selbst sei zu einer Institution der Moderne geworden und enthalte ein Regime, das die Mitglieder einer Gesellschaft dazu herausfordere, in jeder Phase ihrer Biographie das jeweilige Optimum für die nächste zu erreichen (Kohli 1989).

Im Mittelpunkt steht damit nicht nur der Arbeitsmarkt, der auf die ihm biographisch vor- und nachgeschalteten Lebensphasen ausstrahlt, sondern auch ein *Konsequenzmodell* des Lebensverlaufs. In dieser Betrachtungsweise findet die Familie als Lebenslauf-Institution keinen systematischen Platz. Sie passt nicht recht in das biographische Durchreichprogramm der übrigen Institutionen, es sei denn als deren Vorläufer („Herkunftsfamilie“) oder, im weiblichen Lebenslauf, als deren „Unterbrechungsgeber“. Damit aber verschwindet auch die empirische und theo-

retische Aufmerksamkeit auf Verknüpfungsprinzipien zwischen Institutionen, die nicht sukzessiv, sondern in ein und demselben Lebensabschnitt biographisch miteinander verschränkt werden müssen (Levy 1977; Streckeisen 1991), wie z.B. Arbeitsmarkt und Familie und Betreuungseinrichtungen abhängiger Familienmitglieder; Erwerbsarbeit und Weiterbildung und Familie usw. Sie sind mit unterschiedlicher Strukturierungsmacht untereinander und relationaler Abhängigkeit voneinander ausgestattet und gestalten Lebensläufe hochwirksam geschlechtsspezifisch.

b) *Verläufe einzelner Personen*

Die Betrachtung des Handlungsbezuges zwischen Individuum und lebenslaufstandardisierenden Institutionen bewirkt eine beachtliche Wende in der Theoretisierung von Modernisierungsprozessen. Im Brennpunkt steht nicht die kulturalistische Fundierung der Individualisierungsthese, bzw. die – der Lebensstilforschung (Schulze 1992; Müller 1992; Vester et al. 1993) vorgeworfene – Amorphisierung sozialer Verhältnisse, sondern die Beziehung zwischen dem Eigensinn von Akteuren und der – abnehmenden – Gestaltungsmacht von Institutionen (Beck et al. 1996; Beck/Beck-Gernsheim 1994).

Allerdings werden die Lebensläufe selbst vorwiegend als biographischer Durchgang von Einzelpersonen durch die Lebenslauf-Institutionen analysiert und thematisiert. Fragen nach gesellschaftlich weiter bestehenden oder auch neu entstehenden Standardisierungen von Verknüpfungen zwischen Lebensverläufen bleiben unterbelichtet (Hagestad 1991; Krüger 1995).

c) *Geschlecht*

Die Kategorie Geschlecht spielt vorwiegend als weibliche Variante eine Rolle,² und hier ist die innerfamiliäre Arbeitsteilung als wichtiger Marker für weibliche Verlaufsmuster ausgemacht (Hagestad 1986; Hochschild 1989; Jurczyk/Rerrich 1993). Der zunehmende Erwerb von Bildungsressourcen durch höhere Bildungsabschlüsse, das sich erhöhende Heiratsalter und die lebenslangen Folgen geschlechtsspezifischer Differenzierung im Berufsbildungs-, Berufs- und Rentensys-

tem (Krüger 1992; Allmendinger 1994; Kleinau/Mayer 1996), werden als Folge „nachgeholter Individualisierung“ (Beck-Gernsheim 1983) apostrophiert, die Relationalität von Lebensverläufen aber als individuelles Entscheidungsverhalten interpretiert.

Die Berücksichtigung des mehrdimensionalen Zugriffs von Institutionen verhart lebenslauf*theoretisch* damit im Status von Zusatzklärungen und selbst hier werden sozialstrukturelle Verbindungen zu den Institutionen der Gestaltung von Frauenlebensläufen jenseits von Arbeitsmarkt und Familie kaum thematisiert, wiewohl auch diese den Handlungsrahmen und seine Alternativen auf gesellschaftlich widersprüchliche Weise abstecken (Born et al. 1996).

Diese Verkürzungen in der Lebenslauf-forschung – die Zentrierung auf nur drei als dominant vermutete Institutionen, die Beschränkung auf den Einzelverlauf als Gegenstand der Theoretisierung, Geschlecht als Strukturierungsprinzip nur des weiblichen Lebenslaufs – erzeugen systematische Erkenntnisbegrenzungen hinsichtlich des Zusammenhangs von Familie, Geschlecht und Lebenslauf. Diese zu überwinden setzt allerdings voraus, auch vertraute Pfade der Familienforschung zu verlassen und deren Ergebnisse zu überdenken.

2. Familie – Verknüpfungsort von Individuen und Lebensläufen

Lebenslauf*theoretisch* erhält die Familie einen neuen Stellenwert, wenn wir sie vorrangig als Ort des Managements unterschiedlich strukturierter Lebensläufe betrachten, die privat, aber unter ganz bestimmten außerfamilialen Bedingungen innerfamilial miteinander verknüpft werden müssen. Familiensoziologisch geht die Bedeutsamkeit dieses Managements in der Debatte zwischen Über- und Unterbewertung des familialen Wandels in der Zusammensetzung ihrer Mitglieder zunehmend verloren. Während Beck der Familiensoziologie vorwirft, sie beharre in einem Maße auf deren Fortbestand, als sei sie „mit der Kernfamilie verheiratet“ (Beck 1990: 43), häufen sich in der familiensoziologischen Fachliteratur Bezeichnungen wie „se-

quenzielle Monogamie“, „Fortsetzungsehen“, „fragmentierte Elternschaft“, „Stiefeltern-Kernfamilie“ (Lüscher/Engstler 1991; Vaskovics 1991; Ley/Borer 1992). Aus beiden Perspektiven gerät über der Betonung sozialen Wandels allzu leicht das Faktum außer Betracht, dass trotz des Verlusts an biographischer Dauer und an Konstanz ihrer Mitgliederzusammensetzung und trotz abnehmender statistischer und normativer Vorherrschaft der Ehe sich auch bei im Lebenslauf mehrfach gegründeten Familien immer wieder grundlegende Strukturmerkmale reproduzieren, unter denen Geschlechtszuschreibungen eine zentrale Rolle spielen (Höpflinger 1987; Schulze/Mayer 1987; Nave-Herz 1992; Nauck 1993).

Die wichtigste Veränderung liegt zweifellos in der zunehmenden Berufstätigkeit verheirateter Frauen; doch gerade dabei fällt auf, dass diese – oft als emanzipatorisch begrüßte – Abweichung von überkommenen Familien- und Geschlechtsrollen die Aufgabenzuweisung zwischen den Partnern zwar durchaus tangiert, aber in einem erstaunlich beschränkten Ausmaß (Marx-Ferree 1991; Höpflinger et al. 1991; Jurczyk/Rerrich 1993; Born/Krüger 1993). Zwar können heute, angesichts des langsam gender-egalitär werdenden gesetzlichen Rahmens und der toleranter gewordenen sozialen Normen, Paare die Gestaltung ihres Zusammenlebens relativ frei wählen und leichter wieder auseinander gehen, doch führt die Ausübung ihrer „Freiheit“ erstaunlich häufig zur Reproduktion traditionaler Muster *während* der Phasen gemeinsamer Haushaltsführung. Der französische Familiensoziologe de Singly (1991: 437) bilanziert entsprechend: „Les nouvelles formes d'organisation de la vie privée – concubinage, famille recomposée, par exemple – ne rompent pas avec l'ensemble des principes constitutifs du mariage“.

Diese Persistenz wirft die Frage auf, wie weit innerfamilial effektreiche, aber außerfamilial angesiedelte Institutionen zu berücksichtigen sind, denen individuell zu entgehen nicht einfach ist. Eine der im Folgenden zu diskutierende Erklärung wäre, dass Institutionen jenseits der Familie, wiewohl den Individualverlauf gestaltend, nicht auf isolierte Individuen eingestellt sind, sondern von

ihren Organisationsprinzipien her Paarbeziehungen – ob nun verheiratet oder nicht – qua performativer institutioneller Funktionsvoraussetzungen als komplementär zueinander kombiniert voraussetzen – und dies ganz besonders, wenn Kinder vorhanden sind.

Die Verbindung von Lebenslauf- und Familienforschung führt uns entsprechend zu der zentralen These, dass einerseits die Institutionenstrukturierung des Lebenslaufs ohne Berücksichtigung der Familie nicht angemessen analysiert werden kann, und andererseits die Reproduktion traditionaler Familienmuster nicht ohne die Vernetzung von Familie mit den übrigen Institutionen des Lebenslaufs zu erklären ist. Als latente Brückenfunktion zwischen Familie und den übrigen Institutionen des Lebenslaufs vermuten wir die soziale Strukturierung der Kategorie Geschlecht. Um diese in ihrer „irgendwie“ immer wieder aufstehenden Wirkung auf Geschlechterordnungen erfassen zu können, greifen wir auf ein Konzept zurück, das Lebensläufe unter ihrem Teilhabe-Aspekt an sozialen Feldern analysiert (Levy 1977, 1996).

Damit wählen wir einen Ausgangspunkt, der zunächst die Individual-Biographie, nicht die Verknüpfungsprinzipien zwischen Individuen, in den Mittelpunkt rückt, aber diese Verknüpfungen konzeptuell vorbereitet. Das Konzept fasst zudem den Einzelverlauf weder vorrangig als Anordnung von Ereignissen auf der Altersachse, noch ausschließlich unter seiner marktzentrierten Phasierung, sondern als Statusbiographie, als biographisch wechselnde oder auch zeitgleich erfolgende Partizipation an unterschiedlichen Institutionen und den dort jeweils eingenommenen Positionen. Damit kann die Annahme von der institutionenbedingten Kontinuierung des Lebenslaufs differenziert werden zugunsten der Analyse von biographisch variantenreichen Balanceakten von Individuen, die für sie bedeutsame, aber möglicherweise das personale Anforderungsprofil gegensinnig strukturierende Mitgliedschaften in sozialen Feldern miteinander zu verbinden haben. Hierüber wird die Familie als eine der lebenslauffrelevanten Institutionen konzeptionell integriert und zugleich als möglicher Strukturgeber für beide Geschlechter etabliert.

II. Das Teilhabe-Theorem: Multiple Institutionen-Einbindung

1. Aktivitätsprofil und Geschlecht

Um die vereinfachte Sicht des Verhältnisses von nur weiblicher Familien- und nur männlicher Berufstätigkeit vermeiden zu können, konstruieren wir ein Modell, das subjektives Handeln und die biographisch zeitgleiche Teilhabe an verschiedenen Institutionen miteinander verbindet und hierüber biographisch wechselnden Handlungschancen von Personen Rechnung tragen kann. Die multiple Teilhabe ist soziologisch-begrifflich meist als Statuskonfiguration gefasst, der sich auf den positionalen Aspekt bezieht. Um auch den der hieran gebundenen Handlungsverpflichtungen einzubeziehen, ersetzen wir ihn durch den Begriff des Aktivitätsprofils und differenzieren diesen über drei aufeinander aufbauende Grundelemente aus:

1. Aktivitätsprofile als Ausdruck von Positionen- und Rollenkonfigurationen;
2. unterschiedliche Gewichtungen einzelner Positionen und Rollen innerhalb eines Profils nach Geschlecht;
3. Institutionalisierung geschlechtsdifferenter Gewichtungen im Lebenslauf.

Zu 1: Der Begriff des Aktivitätsprofils fasst die Komplexität und Binnenstrukturierung biographischer Verortungen in unterschiedlichen, voneinander differenzierten und institutionell stabilisierten sozialen Feldern als Ensemble. Die Teilnahme an jedem der sozialen Felder heißt, eine Position in dessen Binnenstruktur zu besetzen und die an diese geknüpften Rollenerwartungen beantworten zu müssen.

Dieser bereits von Simmel thematisierte Tatbestand der gleichzeitigen Teilnahme an mehreren sozialen Feldern in modernen Gesellschaften bedeutet, auf die Zeitachse des Lebenslaufs übertragen, dass sich die strukturelle Integration von Personen in einem spezifischen Aktivitätsprofil konkretisiert, das aus der Kombination von Partizipationen und Positionen in der jeweiligen biographischen Phase resultiert.

Übergänge von einer biographischen Phase zur nächsten lassen sich als konfigurale Verschiebung sehen (Ausdehnung/Einschränkung oder Aufnahme/Abgabe von Partizipationen), die sozial unterschiedlich geregelt und auch mit unterschiedlichen Risiken behaftet sein können. Zu denken ist z. B. an den Übergang vom Single-Dasein in die konfliktrichtige Gleichzeitigkeit von Erwerbs- und Familienverpflichtungen bei Frauen, oder an jene von (Weiter-)Bildungs- und Erwerbsverpflichtungen in innovations- oder konjunkturabhängigen Karrierewegen.

Zu 2: Die Betonung von Gewichtungunterschieden innerhalb des Aktivitätsprofils hebt auf die Tatsache ab, dass nicht alle Felder, an denen ein Individuum teilnimmt, für dieses im gleichen Ausmaß verhaltensrelevant sind. Sie können im Gegenteil unterschiedliche Verpflichtungsgrade beinhalten, die zudem keineswegs als lebensbiographisch konstant anzusehen sind. Dies bedeutet insbesondere, dass eines der Partizipationselemente, d.h. ein Status gegenüber den anderen dominant gesetzt sein kann. In der traditionellen Familienorganisation gilt entsprechend für die Frau der Familienstatus als dominant, für den Mann der Erwerbsstatus.³

Dieser Ansatz legt es nahe, den von Becker-Schmidt (1987) entwickelten Grundgedanken der doppelten Vergesellschaftung von Frauen weiterzuführen. Becker-Schmidts Konzept fasst das Geschlechterverhältnis auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturbedingungen und postuliert Differenzen und Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern als unterschiedliche Einbindung von Frauen und Männern in das Gesellschaftssystem. Die Verknüpfung ihrer These mit der Gewichtungproblematik in Konfigurationen erlaubt es, diese doppelte Vergesellschaftung – die grundsätzlich für beide Geschlechter gilt, denn auch Männer haben Beruf und Familie, auch sie sind orientiert und sozialisiert auf die Beteiligung an beiden Institutionen – hinsichtlich des Einflusses von Institutionenzugriffen auf Akzentuierungen in den Statuskonfigurationen von Frauen und Männern zu betrachten.

Es gestattet uns zudem, Geschlecht mit den gegenläufigen Logiken von Familie und jenen außerfamilialen Institutionen, die in

der Lebenslaufforschung dominieren, systematisch zu verbinden (Krüger 1995). Geschlechtsdifferente Gewichtungen in den Konfigurationen erzeugen für Frauen, nicht aber für Männer, einen Strukturwiderspruch zwischen Familie und der sukzessiven Vergesellschaftung über Bildung, Arbeitsmarkt, Verrentung. Familie, für die Frau als dominant gegenüber anderen Statusbereichen gewichtet, durchbricht für sie, nicht aber für den Mann, die bis dahin aufgebaute biographische Kontinuität im Durchlaufen von Bildungs- und Erwerbssystem. Für sie – nicht für ihn – verschiebt Familienpartizipation die Existenzgrundlage und wird zu einem per Eigenarbeit nicht abzusichernden Risiko der Lebensführung, während sie in der männlichen Biographie die Kontinuität der Partizipationsabfolge nicht tangiert. Im Gegenteil, die Rollenordnung im traditionellen Familienmodell erleichtert die Kontinuität der außerfamilialen Partizipationen der Männer.

Zu 3.: Der Grundgedanke der Institutionalisierung geschlechtsspezifischer Gewichtungen zielt auf die Analyse Struktur gewordener Geschlechterordnung in den Aktivitätsprofilen. Diese Erweiterung bietet sich auch an um zu untersuchen, ob und wieweit die in familialen Konfigurationen vorliegenden Zuständigkeits-Unterschiede in den übrigen Institutionen des Lebenslaufs mitverankert sind mit der Folge, dass selbst bei gleichem Partizipationsprofil der Statuskonfiguration von Frauen und Männern geschlechtsspezifische Gewichtungsprinzipien wirken, die privat kaum auszugleichen sind.

Die Fokussierung auf die Institutionalisierung von Gewichtungen in Aktivitätsprofilen macht es notwendig, sowohl die je eigenen Logiken von Institutionen zu betrachten, als auch die Verknüpfungsprinzipien *zwischen* Institutionen mit ihren Gestaltungsfolgen für die Biographie. Unter diesem Blickwinkel zeigt sich Familie als Ort mit personal vermittelter Beziehung zum Arbeitsmarkt, aber auch zu solchen Einrichtungen, die sich an familiäre Arbeit anlagern und unter bestimmten Bedingungen Versorgungsleistungen von Familie mit ihr teilen (wie Kindergärten, Schulen, Krankenhäuser, Einrichtungen der Altenbetreuung).

Zu unterstreichen ist, wieweit diese Institutionen durchgängig die komplementäre Familienorganisation unterstellen mit einer für institutionelle Belange abrufbaren Person zu Hause, wie etwa bei Pflegezeitbegrenzungen von Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen; in der Zeitgestaltung von Schulen und Kindergärten; sekundär auch in den Öffnungszeiten von Geschäften und Ämtern. Bekannt ist, dass Familien bzw. Haushaltseinheiten, die diese Organisation nicht haben, immer wieder in Zwickmühlen des individuellen Managements kommen: Egalitäre Paare, Alleinlebende und in noch stärkerem Ausmaß alleinerziehende Mütter oder Väter haben es hinsichtlich Finanzen, Berufskarriere, sozialer Integration, Zeitbudget und persönlicher „Energiebilanz“ wesentlich schwerer als Eltern mit beiderseits dem institutionalisierten Programm konformen Partizipationsprofilen, es sei denn, sie verfügten über beträchtliche Mittel zur kostenträchtigen Delegation eines Teils ihrer familialen Aufgaben.⁴

In dieser Sicht erscheint die Komplementarität der Beziehungen im klassischen Familienmodell als Resultante gesellschaftsorganisatorisch gewichteter Aktivitätsprofile der Partner.⁵ Die institutionalisierte männliche und weibliche Gewichtung lässt sich dann als strukturelle Integrationsklammer interpretieren, die dem Durkheim'schen Modell der organischen Solidarität entspricht. Soweit sie realisiert ist, wirkt sie dementsprechend als *interner, aber weitgehend exogener Stabilitätsfaktor familialer Beziehungen* und als struktureller Hintergrund für geschlechtsdifferente Lebensverlaufsmuster.

In erweiterter Perspektive bleibt mit Blick auf sozialen Wandel von Normen und Einstellungen interessant, wieweit sich die Gewichtung innerhalb der individuellen Konfiguration über die Einlagerung von geschlechtsdifferenter Verfügbarkeit in familienexternen Organisationslogiken und -gestaltungen historisch verfestigt hat. Als Effekt des institutionellen Verbundsystems identifiziert, wäre dann das Merkmal Geschlecht zur Strukturkategorie nicht nur auf der Makro-Ebene (Becker-Schmidt 1990; Kreckel 1992), sondern auch auf der Meso-Ebene geworden.⁶

III. Masterstatus – Eine mikro-, meso- und makro-strukturelle Kategorie des Lebenslaufs?

Der dargestellte theoretische Zugang wirft die Frage auf, worüber sich die Geschlechtsspezifität in den Gewichtungen der Aktivitätsprofile als männliche und weibliche Territorialität verfestigt hat und als subjektive Zuständigkeitsregel übernommen wird. Dazu greifen wir auf ein Konzept zurück, das seit geraumer Zeit in der Frauenforschung weiterentwickelt wird, um dem Phänomen der Reproduktion geschlechtsspezifischer Ungleichheit trotz sich im Detail verändernder Verhältnisse auf die Spur zu kommen. Es begreift Geschlecht als Masterstatus (Laws 1979; J. M. Gerson 1993), d.h. als ein soziale Positionen und Interaktionen überlagerndes Prinzip.

Schon Hughes (1945) führte das Konzept des Masterstatus ein, um auf das Phänomen aufmerksam zu machen, dass unter kulturell homogenen Kontextbedingungen ein einziges, von der Norm abweichendes Merkmal alle von der Person im übrigen erreichten Statuspositionen überlagern bzw. aushebeln kann, etwa „Frau“ in männlich dominierten Berufsfeldern oder „schwarz“ in der Praktizierung des Arztberufs im weiß dominierten Süd-Staaten-Amerika.⁷ Studien zur bipolaren Strukturierung moderner Gesellschaften belegen deren kulturelle und faktische Einteilung in „männliche“ und „weibliche“ Territorien (Bernard 1981; Hageman-White 1984; Gildemeister 1990; Heintz/Nadai 1998), während West und Zimmerman (1987) das „doing gender“ jeder Interaktion in ihren offenen und versteckten Attribuierungen und Decodierungen diskutieren. Hiernach überlagert die Geschlechtszugehörigkeit alle erworbenen und ansonsten eingenommenen Statuspositionen. Nach Wetterer (1992: 17) wird damit die soziale Konstruktion von Weiblichkeit nicht quasi in die Natur von Frauen hineinverlängert, sondern „auf der Ebene von stereotypen Zuschreibungen und normativen Verhaltenserwartungen verortet, mit denen die Frauen sich alltäglich herumzuschlagen haben...“. Teubner (1989) be-

zeichnet den Masterstatus als Allokationsprinzip der Geschlechter.

Wir verbinden diesen Ansatz mit dem oben entwickelten Teilhabe-Theorem um zu prüfen, in welcher Weise der Lebenslauf in seiner gewichtenden Institutionen-Strukturiertheit einem solchen Prinzip untersteht, das Connell (1987) als gesellschaftliches Machtverhältnis beschreibt. Dazu fassen wir eine Reihe von Forschungsergebnissen unter drei Thesen zusammen, die sich auf die Reichweite des Konzepts des Masterstatus für die Lebenslaufforschung beziehen.

These 1: Das Konsekutivmodell des Lebenslaufs geht davon aus, dass sich die im Bildungs-, Berufs- und Rentensystem erreichten Gratifikationen an individuelle Leistung bindet. Der Masterstatus hingegen, also der – geschlechtsspezifisch – dominante Status, ist lebenslaufperspektivisch langfristiger angelegt als die anderen, per Leistung erreichbaren Statuspositionen. Er ist nicht an spezifischen Aktivitätsprofilen oder biographischen Phasen festgemacht, sondern generell am Geschlecht.

Die inzwischen umfangreiche Forschung zur geschlechtsspezifischen Sozialisation unterstreicht deren Folgen für Dispositionen, Orientierungen und Kompetenzerwerbungen ab dem frühesten Kleinkindalter (vgl. zsf. Bilden 1980; Mantovani Vögeli 1994). Wie Forschungen zur Etablierung des Berufsbildungssystems zu Beginn des 20. Jahrhunderts belegen (Mayer 1992; Brinker-Gabler 1979; Nienhaus 1982; Schlüter 1987), greift die Institutionalisierung von Geschlechterdifferenzen über die gesellschaftliche Gestaltung des Berufsbildungssystems aber auch gesellschaftlich strukturell. Dieses, in Deutschland entstanden zur Zeit heftigster Auseinandersetzungen um den männlichen und weiblichen Sozialcharakter (Hausen 1978), hat die ihm zugeordnete Schlüsselrolle für die Gestaltung männlicher und weiblicher Lebensläufe in seine internen Organisationsprinzipien aufgenommen und bis heute nur geringfügig revidiert (Krüger 1996). Indem damals zwischen „existenzsicherndem“ und „natürlichem“ Beruf unterschieden wurde, etablierte sich berufliche Bildung für männliche Jugendliche als unmittelbare Verknüp-

fungsinstanz zu späteren Arbeitsmarktpositionen per dualer, bildungs- und arbeitsmarktseitig gestalteter Ausbildung, während die für weibliche Jugendliche eingerichtete Variante als ausschließlich schulische Vorbereitung auf Familien- und Sozialaufgaben organisiert wurde, ohne tarifrechtliche Festlegung des Qualifikationsprofils, bzw. formal geregelten Bezug zum Beschäftigungssystem. Die Konsequenzen dieser unterschiedlichen Gestaltungsprinzipien finden sich heute in der beachtlichen – und weiter anwachsenden – Zahl der stark feminisierten sogenannten Vollzeitschul-Ausbildungen, z.B. für rund 28 verschiedene Assistentinnenpositionen, für sozialpädagogische Berufe, vor allem aber im stark expandierenden Bereich personenbezogener Berufe des nicht-ärztlichen Gesundheitssystems (Ergo-, Physiotherapie, Logopädie, Gymnastiklehrerin, Behindertenarbeit, Alten-, Kranken- und Kinderkrankenpflege usw. (Krüger 1996)).⁸ Historisch bedingt, hat sich Geschlecht als Strukturkategorie in die zentrale Anschlussverknüpfung zwischen Allgemeinbildung und Familien-/Arbeitsmarktplazierung eingelagert.

Die Bedeutsamkeit dieses Sachverhaltes liegt in der Transformation eines durch kulturelle Etikettierung bzw. Zuschreibung gesetzten Merkmals in ein Strukturelement, das männliche und weibliche Lebensläufe als unterschiedliche Muster organisiert und standardisiert. Damit werden schon im Jugendalter die Familien- und Erwerbsrollen in den Rang eines Masterstatusprinzips des Lebenslaufs gehoben und die für Frauen erwerbbaaren Positionen auf dem Arbeitsmarkt strukturell der Familienpartizipation nachgeordnet, während für Männer das umgekehrte GewichtungsmodeLL etabliert wird. Trotz der Kampagne zu „Mädchen in Männerberufsausbildungen“ sichert die geschlechtsspezifische Segmentierung im Berufsbildungssystem auch heute noch in nicht unerheblichem Maße die marktvermittelte Ernährerrolle als männliche Domäne, jene der heiratsvermittelten Familienpflegerin als weibliche.⁹ Forschungen zur geschlechtsspezifischen Segmentierung des Arbeitsmarktes zeigen die anschließende Stützung dieser Statuszuweisungen. Sogenannte Frauenberu-

fe unterscheiden sich von sogenannten Männerberufen durch den durchgängig geringeren Sozialstatus, fehlende oder verringerte Karrierestrukturen und den geringeren Marktwert der Abschlüsse (vgl. Teubner 1989). Die Effekte verstärken sich dadurch, dass sie als legitimatorische Bestandteile in Rekrutierungs-, Verteilungs-, Arbeitszeit- und Lohngestaltungsprinzipien eingebaut sind. Es liegt auf der Hand, dass sich daraus lebenslaufrelevante, differenzielle Folgen für die Nutzung von Bildungsressourcen für beide Geschlechter ergeben (Ott 1993; Krüger 1995). Das Masterstatusprinzip differenziert durch Anschluss-Institutionen hindurch zwischen Männern und Frauen, auch wenn sie nicht mit Familie belastet sind, zeigt im Lebenslauf Konstanz und überlagert die per Leistung in den jeweiligen Institutionen erwerbbareren Statuspositionen.

These 2: Konfigurationselemente, die dem Masterstatus entsprechen, haben für die Person, ihre Alltagspraxis und ihre Selbst- und auch Fremdwahrnehmung ein höheres Strukturierungspotenzial als die Übrigen.

Studien über innerfamiliäre Aushandlungsprozesse um die Verteilung von Familien- und Erwerbsarbeit zwischen den Partnern zeigen, dass geschlechtstypisierende Zuschreibungen zur Erklärung des Ausgangs der Verhandlungen in den normativ festgelegten 50er Jahren – dem, wie Hradil (1992) es nennt: „goldenen Zeitalter der Normalfamilie“ – zwar ausgereicht haben mögen, heute aber angesichts des normativen Wandels der Akzeptanz von Beruf für Frauen und der Transformation von Ehepartnerlichen „Setzungen“ in „rationale Aushandlungen“ zu kurz greifen. Gerade unter dem rationalen Abwägen der Vor- und Nachteile, ob der/die eine oder andere Partner/in auf Erwerbsarbeit zugunsten familiärer Betreuungsaufgaben verzichtet, erhalten die strukturgewordenen geschlechtsspezifischen Gewichtungsprinzipien der Institutionen Bildung und Arbeitsmarkt neuen Bedeutungszuwachs. Angesichts der unterschiedlichen Karrierechancen von Männern und Frauen kommt der Rückzug der Frauen bei Kindgeburten als „die für beide Partner bessere Lösung“ sowie subjektiv als „einsichtig“ zum Tragen – und be-

stärkt so die Komplementarität der Masterstatusprinzipien beider Geschlechter. Selbst bei formal gleichem Qualifikationsniveau nämlich führt das schlicht ökonomische Kalkül mit erwartbaren Einkommensentwicklungen dazu, dass Frauen durch die vorfamiliären Kanalisierungen in Berufe mit geringerer Bezahlung und verminderten Aufstiegschancen systematisch den Kürzeren ziehen, wodurch die „unaufhaltsamen Abstiegsspiralen“ (Brinkmann 1980) des weiteren weiblichen Erwerbsverlaufs beginnen. Wiewohl die Unterbrechungen bzw. Reduzierungen von Erwerbsarbeit heute i. d. R. (und bei jeder Verschiebung erneut) partnerschaftlich ausgehandelt werden, führt das geschlechtsspezifische Ergebnis zu immer wieder aufbrechenden Konflikten zwischen den Partnern, aber mit keineswegs sich verbessernden Durchsetzungschancen seitens der Frauen (Krüger 1997).

These 3: Innovationen in der Gestaltung von Statuskonfigurationen finden leichter in nicht dominant gewichteten Konfigurationselementen statt; sie werden vorrangig dann unternommen, wenn sie dem Einlösen von Ansprüchen auf positiv gewertete Positionen gelten.

Forschungen, die sich mit Innovationsprozessen im weiblichen und männlichen Lebenslauf befassen, belegen sowohl harte Innovations-Barrieren in jenen Konfigurationselementen, die nach dem Masterstatusprinzip dominant sind, als auch, wie sehr die Bereitschaft zu Innovationsprozessen in der Lebenslaufgestaltung einem „gender gap“ in der Partizipationserweiterung unterliegt (K. Gerson 1993). So zeigt der Vergleich von Innovationsprozessen zwischen Partnern in heute vor der Verrentung stehenden Ehepaaren, dass die dort untersuchten Familienfrauen mit Facharbeiterausbildung schon nach durchschnittlich drei bis fünf Jahren (von ihren Ehemännern erwarteter) ausschließlicher Familienarbeit auf den Arbeitsmarkt zurückkehren wollten (Born et al. 1996). In Verbindung mit Verlusterfahrungen durch die ausschließliche Verwiesenheit auf den familialen Binnenbereich setzten sie erneute Konfigurationserweiterung durch, während ihre Ehemänner keinerlei Veranlassung sa-

hen, ihre familialen Aktivitätsprofile entsprechend zu erweitern bzw. ihre beruflichen zu begrenzen.¹⁰ Für die Beteiligung der Ehemänner an Familien- und Hausarbeit finden sich den Erwerbsinteressen der Frauen analoge strukturell-konfigurative Anreize nicht: weder durchbricht die Familiengründung die Nutzung vorher erworbener Ressourcen oder die Integration ins Erwerbsleben, noch weckt die familiäre Arbeit selbst das Interesse, sich stärker daran zu beteiligen und hierüber per Masterstatus vorgegebene Aktivitätsgewichtungen zu verschieben. Familiales Engagement von Männern bleibt damit ein Akt der Einsicht und des guten Willens oder aber ein Nachgeben in der individuellen Aushandlung, abhängig von der Beziehung zur Partnerin, den Kindern und von den im unmittelbaren sozialen Umfeld dominierenden Normen, nicht, wie im weiblichen Part, von Erfahrungen des Verlusts an Status und Anerkennung durch berufliche Partizipationsreduktionen.

Hieraus folgt, dass Frauen nicht nur aufgrund individueller Interaktionserfahrungen zu Agentinnen des sozialen Wandels werden, sondern aus Gründen der (strukturellen) Institutionalisierung von Geschlecht als Masterstatus. Sie suchen die eigene Statuskonfiguration durch Integration in außerfamiliale Statusbereiche (Beruf, Politik) zu erweitern, während die analoge Motivation bei Männern – sie wäre das Erreichen eines durch modale Masterstatus-Arrangements vorenthaltenen Statusgewinns durch „Eroberung“ von Hausarbeit – eine offensichtlich recht irrealer Vorstellung bleibt. Die bei Frauen ab Familiengründung und im weiteren Lebensverlauf auftretenden, spezifischen Konfigurationsspannungen spielen für Männer kaum eine Rolle. Für Frauen hingegen handelt es sich um Spannungen zwischen unterschiedlichen Strukturierungsprinzipien des Lebenslaufs: Durch Bildung und die am Beginn ihrer Erwerbskarriere erworbenen Berufspositionen haben sie – wenn auch im Vergleich zu Männern oft geringere – institutionell legitimierte berufliche Ressourcen aufgebaut; mit Familiengründung und den daraus resultierenden Beziehungsnetzungen sind diese Positionen nur höchst selten haltbar und entsprechend steigt das Risiko der Zerstö-

rung von Ressourcen. Diese Spannungen heben sich im weiteren Familienverlauf keineswegs auf. Der weibliche Masterstatus und seine Vorprägung in Anschluss-Institutionen schwächt nicht nur die Qualifikation für den ersten Wiedereinstieg, sondern erzeugt ein biographisch schwer planbares timing der Arbeitsmarktbeteiligung insgesamt: Wie die Betrachtung der Erwachsenenverläufe von Familienfrauen bis zum Erreichen des Rentenalters zeigt (Born et al. 1996), enden Berufsunterbrechungen/-reduzierungen keineswegs mit der Überwindung der sog. Kinderpause (vgl. Jurczyk/Rerrich 1993; Gather et al. 1993), sondern betreffen insbesondere auch den Lebensverlauf ab Mitte 30, dort vor allem bedingt durch Krankheiten der übrigen Familienmitglieder und Pflegeaufgaben gegenüber der älteren Generation. Auch diese Unterbrechungen verursachen weit häufiger den Verlust wiedererlangter Qualifikationen, als es die auf die Kleinkindbetreuung zurückgeführten und in Altersgruppen aggregierten statistischen Zahlen zum Ausdruck bringen.

Halten wir als bisherige Ergebnisse fest: Alle drei Thesen zusammengenommen unterstreichen, dass der geschlechtsdifferente Masterstatus das Ensemble der Statuspositionen im Lebenslauf überformt und besondere Verknüpfungen hervorbringt, die gesellschaftliche und individuelle Verhältnisse als geschlechtsspezifische Hierarchisierung und partizipative Ungleichheit im Lebenslauf verfestigen. Die negativen Folgen betreffen, aufgrund von ungleichen Chancen in der Nutzung von Bildung und Beruf v.a. den weiblichen Lebenslauf und werden in einzelnen Phasen subjektiv besonders virulent.

Als besonders weitreichend erachten wir, dass Veränderungen bisher vorrangig nur im nicht dem jeweiligen Masterstatus entsprechenden Segment zustande kommen und für beide Geschlechter unterhalb der Veränderung des Masterstatus bzw. der institutionell dominanten Gewichtungen im Aktivitätsprofil stecken geblieben sind. Sie bleiben damit punktuell, sektoral und individuell: punktuell, weil sie von der biographischen Partnerkonstellation abhängig sind; sektoral, weil sie durch das Masterstatusprinzip im Lebenslauf begrenzt bleiben; individuell, weil sie nur als persönlich getroffene Arrangements

existieren. Dieses Ergebnis macht es notwendig, sich mit der Institutionalisierung von Geschlecht als Masterstatus eingehender zu befassen.

IV. Beziehungsstrukturierung, Verknüpfungslogiken und Lebenslauf-Institutionen

Die Literaturdurchsicht belegt, dass die Kategorie Geschlecht als allgemeines kulturelles Muster sich durchaus in unterschiedlicher Weise historisch in die interne Verfasstheit der Institutionen eingelagert hat und nun von hierher formal und aktuell bestehende Handlungsalternativen und individuelle Entscheidungen mitgestaltet. Geschlecht als kultureller Masterstatus findet sich somit empirisch auch als organisatorisches Gestaltungsprinzip, und zwar unmittelbar durch die sich entsprechenden Segmentierungen im Berufsbildungs- und Erwerbssystem. Doch die damit eingehandelten Geschlechterzuständigkeiten werden mittelbar durch die Quantität und die zeitlichen Angebotsmodalitäten von Versorgungsinstitutionen rund um familiäre Aufgaben aufgegriffen, die, wie wir in Kap. 1 gezeigt haben, die abrufbare Frau für ihre Belange unterstellen. Man könnte sagen, dass sich Geschlecht als Masterstatusprinzip der heutigen Gesellschaftsorganisation materialisiert hat und nun seinerseits gegenüber Wandlungsprozessen von Normen und Leitbildern an inzwischen überkommenen Mustern geschlechtlicher Ordnung klebt.

Beck (1990) spricht mit Blick auf die Trägheitsmomente im Verhältnis von Kultur und Institutionen vom heute zu beobachtenden „institutional lag“. Die Anwendung der vier Bestimmungsstücke (Aktivitätsprofil; Gewichtsunterschiede innerhalb der Profile; Institutionalisierung; Masterstatus) erleichtert es, diesen Zusammenhang hinsichtlich der institutionellen Gestaltung von Geschlechterordnungen genauer zu fassen. Mit Blick auf die Standardisierung privater Beziehungen zwischen den Verläufen und auf die Verknüpfungslogiken zwischen lebenslaufstrukturierenden Institutionen lässt sich nämlich festhalten:

Bedingt durch biographische Verschiebungen und Gewichtungen in den individuellen Aktivitätsprofilen verschränken sich in Paaren kombinierte Aktivitätsprofile auf vielschichtige und im Lebensverlauf dynamische Weise miteinander. Nicht Bipolarität und Rollensegregation dominieren mehr im familialen Zusammenleben, sondern Balanceakte innerhalb eines variantenreichen Kontinuums von Graden der Komplementarität. Doch die historisch verfestigten Gewichtsunterschiede in den Aktivitätsprofilen beider Partner erzeugen nicht nur unterschiedliche Relevanzen und Implikationen von formal gleichen Ereignissen im Lebenslauf der Einzelnen, sondern auch die Herausbildung von Abhängigkeitsverhältnissen zwischen den Geschlechtern. Die damit verbundenen Zuständigkeiten korrespondieren mit Verfügbarkeitserwartungen jener Institutionen, die Arbeitsmarkt, Familie und familiäre Reproduktion stützen, und verlängern die Logik innerfamiliärer Arbeitsteilung bis in die institutionellen Gestaltungsmuster der Lebensläufe der übrigen Familienmitglieder hinein. Krankenhausliegezeiten, zu wenige Kindergartenplätze, Ladenöffnungsgesetze usw. stabilisieren die zugrunde gelegte *Geschlechterdifferenzierung* nun ihrerseits. Familie erweist sich als Knotenpunkt der Verknüpfungslogiken zwischen lebenslaufstrukturierenden Institutionen, die ohne das familiäre Beziehungsmanagement in ihrer Funktionsweise stark beeinträchtigt wären. Sozialer Wandel der Geschlechterbeziehungen, der nicht auch diese Bestimmungsstücke des Bestehenden erfasst, dürfte alltagspraktisch nur begrenzte Wirkung entfalten können.

Um das sowohl familienintern als auch -extern eingeforderte Beziehungsmanagement im Erwachsenenverlauf lebenslauftheoretisch kategorial zu fassen, schlagen wir vor, Lebensläufe von Familienmitgliedern als „Resonanzverläufe“ zu bezeichnen und in die Analyse einzubeziehen.¹¹ Deren Resonanzeffekte sind nicht minder gesellschaftlich strukturiert, aber bezogen auf das familiäre Management keineswegs miteinander parallelisiert, denn ihre Rhythmen werden von verschiedenen, nicht synchronisierten institutionellen Taktplänen bestimmt (etwa ein

Kind im Kindergarten, ein weiteres in der Grundschule, ein Drittes in der Lehre; alte Eltern in unterschiedlichen Graden der Pflegebedürftigkeit). Sichtbar wird mithin ein Konglomerat von gegenläufigen und untereinander nicht homogenisierten Generationenverflechtungen.

Mit diesen Verflechtungen allerdings tritt nicht nur Familie als weitere Institution zu den in der Forschung bisher als lebenslaufrelevant diskutierten hinzu, sondern über sie hinaus auch solche Organisationen, die die biographischen Verläufe ihrer Mitglieder alters- und bedarfsdifferenziert standardisieren.

Um diese institutionell induzierten *Verknüpfungslogiken* nicht zuzuschütten, ist es sinnvoll, Anforderungen an die familiäre Lebenslaufintegration durch außerfamilial strukturierte Inanspruchnahmen begrifflich vom Lebenslaufregime jener Institutionen zu unterscheiden, die üblicherweise in der Lebenslaufforschung fokussiert sind (Bildungs-, Erwerbsarbeits-, Ruhestandssystem). Ihnen liegt, so hatten wir einleitend ausgeführt, ein Konsekutiv-Modell des Individualverlaufs zugrunde, das von der sequenziellen Gliederung des Lebenslaufs und seinen Verknüpfungen zwischen den jeweils biographisch durchlaufenen Phasen ausgeht. Wir bezeichnen dieses als *Sequenzregime* des Individualverlaufs und die hier strukturierungsmächtigen Institutionen als lebensbiographische *Anschlussinstitutionen*. In Abgrenzung hierzu bezeichnen wir jene, die die Resonanzverläufe der Familienmitglieder und hierüber den Elternverlauf strukturieren, als *Anliegerinstitutionen*. Sie verbinden sich zu einem *Synchronitätsregime* des Lebenslaufs, das nicht minder gestaltungswirksam in dessen Standardisierung eingreift. Diese Anliegerinstitutionen gehören zu einem großen, aber variablen Teil zur (sozial-) staatlichen Struktur, zum Teil auch zum privaten bzw. privatwirtschaftlichen Bereich. Je nach lokaler und regionaler Ausstattung mit sozialer Infrastruktur übernehmen sie fürs Alltagsleben des Haushalts zentrale Funktionen oder überlassen diese der Familie; damit setzen sie ihrerseits wichtige Randbedingungen für deren Funktionieren. Unter dieser Perspektive sind deshalb nicht nur die in der Lebenslauforschung dominierenden Anschluss-Institu-

tionen hinsichtlich interner geschlechtsspezifischer Segmentierung zu betrachten, sondern auch die personalen Integrations- oder Verfügbarkeitsansprüche der Anliegerinstitutionen.

Orientierungen und Leitideen unterliegen ebenso wie die organisatorische Verfasstheit von Institutionen sozialem Wandel. Sie können als historisch geronnene Institutionen *einschließlich des mittransportierten, aber ebenfalls historisch wandelbaren Masterstatusprinzips* immer auch in Widerspruch zueinander und zu den Subjekten geraten, die möglicherweise längst andere Ziele durch andere Mittel zu verfolgen suchen als die ihnen offiziell verordneten. *Sozialer Wandel* setzt allerdings die subjektive Wahrnehmung alternativer Handlungschancen in *Verbindung* zugleich mit den institutionell aufgeprägten Ordnungsprinzipien voraus. Mit Geschlecht und Familie verknüpfte strukturelle Handlungszwänge jedoch unterliegen besonderen Verdeckungsbeziehungen, da sie mehr denn die übrigen als „Privatentscheidungen“ erscheinen (vgl. zu den strukturellen Grundlagen solcher Verdeckungsphänomene die theoretische Analyse von Becker-Schmidt 1996). Da die Biographie weder jenseits individueller Projektions- und Verarbeitungsmuster noch ohne die Berücksichtigung spezifischer Eigenlogiken der Institutionen zu sehen ist (Brose et al. 1994; Douglas 1987), drängt sich zu diesen Verdeckungsbeziehungen und ihren Folgen für die Subjekte, aber auch für die Theoriebildung eine eingehendere Betrachtung auf.

V. Der Masterstatus als Erkenntnisbarriere

1. Biographisch „schleichende“ Institutionalisierung des Masterstatus

Die im gemeinsamen Familienleben unmittelbar erfahrene Strukturierung des je eigenen Verlaufs durch den „performativen Zugriff“ der Anliegerinstitutionen wird als sehr private Entscheidung wahrgenommen. Dies ist einerseits insofern verständlich, als Anliegerinstitutionen die Ungleichheit der

männlichen und weiblichen Aktivitätsprofile verstärken und stabilisieren, ohne manifest darauf abzielen. Es handelt sich hier um indirekte Institutionalisierung, die als Nebenwirkung der – auf andere Ziele ausgerichteten – Eigenlogik der entsprechenden Institutionen erfolgt. Den Institutionen, die für die Organisation von Familie und damit für die Beziehung der Geschlechter eine wichtige Rolle spielen, ist es von ihrer internen Verfasstheit her gleichgültig, ob es Männer oder Frauen sind, die familiäre Aufgaben mit ihnen teilen.

Andererseits erscheint aus ihrer Sicht und ihrer Handlungslogik heraus die Verknüpfung von Geschlecht und entsprechend gewichtetem Aktivitätsprofil als konventionelle, historisch gewachsene und damit legitime Erleichterung funktionsnotwendiger Regelungen. Sie müssen unter dem Gesichtspunkt der Kostenersparnis, auf die Offe (1984) unter der These konjunkturabhängiger Dienstleistungsexternalisierung aufmerksam gemacht hat, auf flexible Verfügbarkeit einer Person für ihre Belange setzen und profitieren von klassischen Familienmustern. Weil dieses Arrangement zu den stillschweigenden Funktionsvoraussetzungen dieser Institutionen gehört, dürfen Eltern, die ihre Beziehung egalitär zu strukturieren versuchen oder beabsichtigen, die geschlechtsspezifische Dominanz der Berufs- bzw. Familientätigkeit innerhalb ihrer Konfigurationen zu relativieren (z.B. durch beiderseitige Teilzeitarbeit oder job sharing), nicht damit rechnen, dass das Regime der *Anschlussinstitutionen* hierauf Rücksicht nimmt. Die Kosten für individuelle Abweichungen liegen darin, dass sich bei Stellensuche oder Aufstiegsbestrebungen Verpflichtungen gegenüber *Anliegerinstitutionen* – oder aber die Unmöglichkeit, ihnen familiäre Funktionen zu delegieren – als wirksame Barrieren oder „Konkurrenz Nachteile“ gegenüber traditionaler strukturierten Paaren erweisen. Denn zwei Stabilisatoren familialen Zusammenlebens werden durch nicht-komplementäre Aktivitätsprofile relativiert: der interne, d.h. die aus der Komplementarität (relative oder absolute Arbeitsteilung zwischen den Partnern) resultierende organische Solidarität, und der externe, d.h. die auf differenten Gewichtungen innerhalb

familiärer Partizipationsmuster beruhende soziale Aufwandoptimierung, die aus der Konformität mit Normalitätsunterstellungen seitens der Anschluss- und Anliegerinstitutionen resultiert.

Diese indirekte Institutionalisierung ist mindestens so wirksam wie die direkte, gerade weil sie verdeckt erfolgt und als strukturelle self-fulfilling prophecy wirkt. Die Verknüpfung von Geschlecht und Aktivitätsprofil erinnert in ihrer depersonalisierten Stereotypie fast schon an Marxens „Charaktermasken“ – mit subjektiv verschleiernenden Effekten. Denn institutionelle Normalitätsunterstellungen können so weit tragen, dass sie, selbst vom realen Geschlecht der Person abgelöst, dennoch als organisatorisches Muster verfestigt bleiben. Abweichungen von der Geschlechtszuschreibung können zugelassen (und subjektiv als Beleg für die Nicht-Existenz der Regel herangezogen) werden. Sie werden strukturell jedoch als Ausnahme von der Regel „verdaut“, so etwa, wenn Männer typische Frauenberufe ausüben und ungeachtet ihrer persönlichen Geschlechtszugehörigkeit in der institutionellen, geschlechtsstrukturellen Behandlung jenen Regeln unterliegen, die ein weibliches Aktivitätsprofil unterstellen (berufliche Sackgassen, geringe Entlohnung usw.).

In diesen *Abweichungen von der Regel* hat sich die strukturelle Verselbstständigung des *historisch* institutionalisierten Masterstatusprinzips gegenüber seiner traditionellen Geschlechtstypik zu Ende entwickelt. Die Folgen scheinen jedoch mit zunehmender Zahl der Abweichungen gesellschaftlich als „unpassend“ wahrgenommen zu werden, denn sie verlangen bei zu offensichtlicher Inkongruenz Korrekturmaßnahmen. So fällt auf, dass die „normale“ Geschlechterordnung häufig dadurch wiederhergestellt wird, dass – im Gegensatz zu Frauen in Männerberufen – für Männer in Frauenberufen Laufbahnprivilegien geschaffen werden (z.B. präferenzzieller Aufstieg in die wenigen Leitungspositionen, etwa in Pflege- oder Verkaufsberufen).¹² Gerade solche Korrekturvorgänge zeigen, in welchem Ausmaß aus der anscheinend vorab individuell oder mikrosozial wirkenden Zuschreibung von Handlungsräumen und Bewegungsoptionen sozialstrukturelle Realität geworden ist.¹³

2. Individualisierung der Handlungsbarrieren

Wahrnehmungsbarrieren von Diskriminierung im Verhältnis zwischen den Geschlechtern begleiten die feministische Bewegung und die Geschlechterforschung seit ihren Anfängen. Nicht zu übersehen ist in der Tat, dass sich strukturelle Ungleichheitslogiken subjektiv über weitere Verdeckungszusammenhänge anreichern, die v.a. in der Privatisierung von Geschlechterbeziehungen und der Individualisierung von Entscheidungsprozessen liegen. Bereits die Tatsache, dass Heirat und Familie in weiblichen Biographien zu Synchronisations- oder Verzicht- und Stabilisierungsleistungen im Interesse des Erhalts der Beziehung herausfordern, während die von der Frau erbrachten Koordinierungsleistungen beim Partner Energien für die Bewältigung beruflicher Herausforderungen freisetzen, wird nur selten in ihrer Gänze der Selbstwahrnehmung zugänglich (vgl. auch Dausien 1996). Weder aus der direkten noch der indirekten Institutionalisierung im Verzahnungsbereich von Beruf und Familie ergeben sich Hinweise auf die strukturelle Dimension der Verknüpfung des weiblichen mit der Korrespondenzfigur des männlichen Masterstatus. Eher drängt sich Frauen der Verdacht auf, mit dem „falschen“ Partner verheiratet zu sein (Born et al. 1996).

Nicht zuletzt aber behindern die geschlechts-unspezifisch egalitären institutionellen Ideologien strukturelle Interpretationen von Konflikten zwischen den Partnern. Das Gleichgewicht in Komplementär-Konfigurationen unterstellend, lassen auch sie die konfigurative Ungleichbehandlung der Geschlechter als reines Einstellungsproblem erscheinen. Es genügt dann, „sich gegenseitig gleichermaßen zu respektieren“, um die Ungleichheit aus der Welt zu schaffen, zumindest aus jenem Ausschnitt der Welt, den man am ausgeprägtesten selbst bewohnt und zu kontrollieren glaubt – der eigenen Familie.

Im Ausbalancieren dieser Konflikte gewinnt innerfamiliär ein weiterer zentraler Unterschied zwischen der weiblichen und der männlichen Standardkonfiguration zusätzlich subjektives Gewicht, nämlich der schlichte Tatbestand, dass der Ort der Aus-

handlung, der familiale Raum, eine mikrosoziale Organisationsform darstellt, der außerfamiliäre hingegen mehrheitlich meso- und makrosozial strukturiert ist. Der Erstere erweist sich als nicht weniger gefestigt als der zweite, aber anders. Innerfamiliäre Strukturen und Ungleichheiten, so stabil und wirkungsvoll sie in analytischer Sicht auch sein mögen, entziehen sich objektivierender Bewertung, während die außerfamilialen in der modernen Gesellschaft sehr stark auf Objektivierung, Universalismus der Maßstäbe und kollektive, öffentliche oder zumindest öffentlichkeitsfähige Bewertung nach entsprechend standardisierten Kriterien angelegt sind. Ihr geschlechtsspezifischer Masterstatus legt die Frau, anders als den Mann, primär auf eine Aktivitätspalette fest, die objektivierenden Bewertungsmaßstäben weitgehend entzogen ist und außerdem privat und nicht öffentlich realisiert wird. Ihre vornehmliche Fixierung auf den familialen Binnenraum bringt die Frau gegenüber dem Mann strukturell in eine schwächere Bewältigungsposition, welches auch immer die konkreten Positionen und Ressourcen sein mögen, die beider Statuskonfigurationen enthalten.¹⁴

Diese Überlegungen relativieren zugleich die Ressourcentheorie der familialen Machtverhältnisse. Aufgrund ihrer durch institutionelle Vorstrukturierung geringeren Ressourcen in Verbindung mit Bewertungsdifferenzen des jeweiligen Masterstatus im Binnen- und Außenraum ist die Partnerin gegenüber ihrem Partner strukturell geschwächt (vgl. den traditionell weiblichen Ressourcen- bzw. Leistungsbeitrag). Gegenüber Versuchen der Umdefinition dessen, was zwischen den Partnern als „gleichwertiger Leistungsbeitrag“ gilt, ist sie deshalb sehr viel weniger resistent als er. Das begünstigt die Tendenz, solche männlichen und weiblichen Aktivitätsprofile im einzelnen Paar als gleichwertig zu definieren, die, austauschlogisch betrachtet, dem Mann eine bessere Gesamtposition wahren (Held 1978).¹⁵ Durch derartige paarspezifisch variierende Umdefinitionen wird der Beitrag der Frau ab-, jener des Mannes aufgewertet und damit die austauschlogische Schlechterstellung der Frau legitimiert, wenn nicht gar „unsichtbar“ (genauer: un-denkbar) gemacht. Die Ressourcentheorie stellt solche

individuellen, „paarkulturelle“ Umdefinitionen nicht in Rechnung.

Es heißt dies auch: Die klassisch komplementäre Kombination einer männlich gewichteten mit einer weiblich gewichteten Statuskonfiguration enthält zwar durchaus ein Element der Symmetrie: beide Partner können eine mehr oder weniger ausgedehnte Konfiguration von Partizipationen, Positionen und Rollen innehaben. Dass sie jeweils um einen dominanten Status, den Masterstatus, herum organisiert sind, stützt allerdings auch Asymmetrie: Das gesellschaftliche Gewicht des männlichen Masterstatus ist typischerweise höher als jenes des weiblichen und ist damit im außerfamilialen Raum statusbestimmender (Nock/Rossi 1978; Eichler 1997). Dies ist ein direkter Reflex der unterschiedlichen Macht der Institutionen in der Durchsetzung ihrer Organisationslogiken. Der Arbeitsmarkt, als struktureller Rahmen des männlichen Masterstatus, ist in seiner Strukturierungsleistung sehr viel durchsetzungsfähiger als die Familie mit ihren Belangen (struktureller Rahmen des weiblichen Masterstatus). Auch dafür hält die Ressourcentheorie keine Konzepte bereit.

3. Soziologische Schiefen

Vor der Kurzichtigkeit des Alltagsbewusstseins dem Masterstatusprinzip gegenüber ist auch die soziologische Theoriebildung nicht gefeit. Mary Douglas (1987: 84) spricht im Zusammenhang mit Verdeckungen von sozial relevanten Sachverhalten in der soziologischen Theoriebildung treffend von „sozial strukturiertem Vergessen“. Zu diesem gehören, so ihre Beobachtung, v.a. soziale Sachverhalte als Ergebnis von Zuschreibungen, die hinter der dominanten Forscheraufmerksamkeit auf den Leistungsstatus aus der Strukturanalyse der Soziologie nahezu vollständig verschwunden seien. Geschlecht als – auf der institutionellen Ebene vernachlässigbares – Zuschreibungskriterium gehandelt, verleitet ebenso wie die Einführung des Begriffs „Masterstatus“ allzu leicht dazu, nur den weiblichen Lebenslauf zu assoziieren – ein systematischer Denkfehler.

Die wichtigste Masterstatusformation im Kontext geschlechtstypisierter Ungleichheit

liegt, so haben wir oben ausgeführt, in der Transformation von zunächst formal gleichgestellten Ausbildungssuchenden beiderlei Geschlechts in Ungleichgestellte durch ein Berufsbildungssystem, das sie in unterschiedliche Ausbildungswege und damit auch Berufskanäle „sortiert“. Dass der angebotene Ausbildungsplatz männliche Jugendliche, trotz formal gleicher Niveaus (Facharbeiter-, Fachhochschul-, Universitätsebene), privilegiert und sie durch ihre erworbene Qualifikation für geschlechtstypisierte Berufe, gleichsam „vorhierarchyisiert“, in die – ihrerseits geschlechtshierarchyisierte – Berufswelt entlässt, wird unter dem für beide Geschlechter bestehenden Primat des schlichten Erhalts einer Berufsausbildung verdeckt. Der in der Verteilung enthaltene strukturelle Zuschreibungsstatus bleibt selbst der Berufswahl-Forschung weitestgehend verborgen, die das Ergebnis sog. Berufswahlen nicht als realitätsbezogenes (und rationales) Austarieren von (geschlechtsstereotypisiertem) Ausbildungsangebot und eigenen Chancen des Erhalts einer Ausbildung sieht, sondern als Ausdruck persönlicher Präferenz (kritisch dazu: Heinz et al. 1985; Heinz 1995). Weite Teile der Frauenforschung erweisen sich als nicht weniger „strukturblind“, wenn auch anders argumentierend. Sie interpretieren frauentypische „Berufswahlen“ als Beleg für die weibliche Doppelorientierung auf Familie und Beruf, nicht als subjektive Harmonisierung dessen, was sich als Ergebnis geschlechterzuschreibender Gelegenheitsstrukturierung erweist (Ostner 1986; Flaake/King 1992; Geissler/Oechsle 1996).

Entsprechende Sichtverkürzungen rund um den Kontext von Zuschreibungen und ihrem sozialen Gehalt finden sich auch in der These von der Dominanz der Programmstruktur der Anschluss-Institutionen für die Lebenslaufstrukturierung. Das Masterstatusprinzip als strukturell stabilisiertes Erbe der Vergangenheit verweist darauf, dass Institutionalisierungsformen von Zuschreibungskriterien hier eine ebenso bedeutsame Rolle spielen wie individuelle Leistung. Dennoch übersieht auch die Lebenslaufforschung, dass die Stabilität des männlichen Lebenslaufs doppelt gesichert ist, einmal über Leistungs-

ein zweites Mal über Zuschreibungsmechanismen.

Dass dieses auf dem männlichen Masterstatusprinzip beruht, dürfte ihr auch deshalb entgangen und verdeckt geblieben sein, weil in der männlichen Konfiguration – auf die Lebenslaufachse bezogen – Familie und Arbeitsmarkt, Anlieger- und Anschluss-Institutionen gleichsinnig wirken. Zuschreibungs- und Leistungsstatus überlagern sich im männlichen Lebenslauf so fugenlos, dass ersterer hinter dem zweiten verschleiert bleibt. Nur in der weiblichen Variante wird die Gleichzeitigkeit mehrerer institutioneller Ansprüche in der Form divergenter Strukturierungspotenziale unmittelbar zugänglich. Aufgrund der Geschlechterdifferenz in den Konfigurationsgewichtungen klinkt er Frauen aus der weiterhin dominanten Leistungslogik aus und das Verhältnis von per Leistung und Geschlecht erreichbaren Positionen wird nur dort als Gegenstrukturierung zum Lebenslaufregime der Anschluss-Institutionen virulent. Um so wichtiger ist es, die gegenseitige Bedingtheit des männlichen und des weiblichen Profils gesellschaftlich und soziologisch sichtbar zu machen, denn erst aus der Komplementarität beider Masterstatuszuweisungen erklären sich die im weiblichen Muster vorliegenden Brüche und Widersprüche als das, was sie sind: als Ergebnis frauenspezifischer Partizipationsmuster, die die männlichen vor gegensinnig strukturierenden Institutionenzugriffen bewahren.

VI. Perspektiven

Die Einführung des oben entwickelten Ansatzes erzeugt vier Verschiebungen in der Betrachtung des Verhältnisses von Familie, Geschlecht und Lebenslauf:

1. *Familie* rückt als eine Kombination unterschiedlich vergesellschafteter Lebensläufe ins Zentrum. Hierüber schärft sich der Blick auf geschlechtstypisierende Segmentationsmuster in den Anschluss-Institutionen, die diese Funktionsübernahme aufgreifen und vorbereiten, und er er-

weitert sich auf den Einflussbereich bisher in der Lebenslaufforschung nicht beachteter Anliegerinstitutionen des Lebenslaufs.

2. *Geschlecht* und seine institutionelle Einbettung als Masterstatusprinzip gilt für beide Geschlechter, nicht nur für das weibliche. Daraus resultiert die Notwendigkeit, trotz der mit der abnehmenden Bedeutung herkunftsfamilialer Einbindung begründeten Individualisierungsthese, nicht nur individuelle Verläufe, sondern auch die Relationalität von Lebensläufen untereinander zu thematisieren.
3. Nicht die Einzelinstitution und ihre Effekte auf den Individualverlauf, sondern *Institutionenvernetzungen* auf der Basis von Komplementärbeziehungen in der Lebenslaufstrukturierung stehen im Mittelpunkt. Damit relativiert sich auch die bisherige Konzentration der Lebenslaufforschung auf – rein sequenziell verstandene – lebensbiographische Phasierungen zugunsten komplexer Konfigurationsverpflichtungen in Wechselwirkung mit Institutionen und ihrer lebensbiographisch zeitgleichen Strukturierungsmacht.
4. Das über verschiedene Institutionen verfestigte *Masterstatusprinzip* strukturiert nicht nur die Lebensläufe von in Familien lebenden Personen, sondern – über die Auswirkungen der institutionellen Normalitätsunterstellungen – auch jene Alleinlebender.

Daraus ergeben sich erhebliche Erweiterungsanforderungen an die Empirie und die Theoretisierung des sozialen Wandels:

Bringing the Family back In: Unsere Analyse hat gezeigt, dass die Familie, obwohl sie unzweifelhaft Primärgruppen-Charakter hat und damit als mikrosoziales Feld anzusprechen ist, sowohl hinsichtlich der sozialen Strukturiertheit ihrer Informalität durch die institutionelle Standardisierung von Geschlechterdifferenzen als auch hinsichtlich des zwischenpersonalen Austauschs als voll integriertes Glied in einer Kette struktureller Interdependenzen zu betrachten ist und dies mit erheblichen Folgen für das Lebenslaufmanagement der Subjekte, aber auch für die jeweilige Gestaltung der Institu-

tionen selbst und deren interdependente organisatorische Verfasstheit. Aus der Sicht der Sozialdienst-, Schul- und Arbeitsmarktverbindungen spielt Familie als Ort der Vernetzung verschiedener Institutionenlogiken eine besonders wichtige Rolle, gerade wegen ihrer gesamtgesellschaftlich schwachen Strukturierungsmacht gegenüber anderen Institutionen, die ihr ihre Zeit- und Rationalisierungsprinzipien aufdrücken. Es sind nicht nur makrosoziale, sondern besonders auch mesosoziale Strukturen, welche mit ihren kommunal wie auch regional stark variierenden Funktionsweisen, aber auch mit ihren spezifischen Funktionslücken dazu führen, dass ein ganz bestimmtes Strukturmodell von Familie sich so lange als Widerständiges gegen Individualisierung im Lebenslauf gehalten hat und sich weiterhin hält. So passiv und strukturierungsschwach dieses gegenüber meso- und makrosozialen Strukturen sein mag, so folgenreich bleibt es für die individuellen Mitglieder und so ernst ist es soziologisch zu nehmen.

Entsprechend zu wenig systematisch analysiert wurde bisher, dass die komplementäre Rollenverteilung zwischen Frau und Mann nicht nur durch private Akzeptanz und stete Wiederinszenierung eines sozialisierten Kulturmodells aufrechterhalten wird (kulturelle Reproduktion), sondern darüber hinaus und in nicht zu unterschätzendem Ausmaß auch durch die alltäglichen Funktionsweisen jener Institutionen, die den einzelnen Familien und ihren Mitgliedern ihr Organisationsmodell massiv nahe legen (strukturelle Reproduktion). Ihre Akteure handeln entsprechend auch nicht in direkter Unmittelbarkeit zur makrosozialen Struktur, sondern in erster Linie im Rahmen ihrer Alltagswelt und strukturellen Nachbarschaft, die ihrerseits die Aktivitätsprofile mitgestalten. Um diesen Sachverhalt angemessen fassen zu können, ist es notwendig, die „leidige Geschlechterfrage“ nicht länger nur als Auslassungssünde der empirischen Forschung zu bedauern und die bestehende Forschungslandschaft durch entsprechende Daten über weibliche Lebensläufe empirisch zu ergänzen, sondern auch an der Überwindung theoretischer und kategorialer Borniertheiten in der Lebenslauforschung zu arbeiten.

Gender-integrierte Lebenslauftheorie: Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass der weibliche Lebenslauf weit mehr als der männliche die Komplexität der Institutionenstrukturierung des Lebenslaufs sichtbar macht. Die Beleuchtung dieser Zusammenhänge belegt, dass die Rede vom Lebenslauf als „Institution“ des Individualverlaufs Homogenität suggeriert, wo in wichtigen Hinsichten Heterogenität besteht, und sie suggeriert Eigenlogik, also Endogenität der Dynamik, wo exogene Institutionalisierung eine besonders wichtige Rolle spielt. Die Bestimmung der Prinzipien nicht nur sukzessiver, sondern auch gleichzeitiger Institutionenzugriffe auf die Subjekte verschiebt nicht einfach die Frage nach sozialer Standardisierung und Individualisierung im Lebenslaufprogramm, sie stellt sie neu. Sie zeigt, dass der Lebenslauf sich aus der Institutionen-Logik heraus keineswegs als geschlechtsneutrale Figuration darstellt und nicht auf nur individuelle Bewältigungsmuster angelegt ist. Mehr noch: Die These, dass der Lebenslauf hinreichend als Verlaufsschema individualisierter Einzelpersonen konzipiert werden kann, lässt sich nur durch die Ausklammerung der über die Geschlechtszugehörigkeit geregelten Verknüpfungen der Aktivitätsprofile in der Familie überhaupt aufrechterhalten.

Nach unserer Analyse integriert der Lebenslauf zwei zugleich geltende Regime: ein Sequenzregime und ein Synchronitätsregime. Die über Berechtigungsregeln aneinander anschließenden und aufeinander bezogenen Abfolgemuster bilden die Achse der Sequenz, in der sich Differenzierungen zwischen den Geschlechtern über die innere Organisation jeder der Anschluss-Institutionen bereits verfestigt hat. Neben die zeitliche Abfolge und parallel dazu tritt die Achse der Synchronie, der gleichzeitigen Teilnahme an ebenso „anspruchsvollen“ sozialen Feldern mit den damit verbundenen Zugriffen der Anliegerinstitutionen.

Über beide Achsen verflechten sich individuelle Biographien mit der Sozialstruktur und beide sind gleichermaßen gestaltungs-wirksam. Doch ihre je lebenslaufstrukturierende Bedeutung gerät erst dann in den Blick, wenn die Abstimmung und Verzäh-

nung zwischen unterschiedlichen institutionellen Funktionsprinzipien nicht vorschnell in Linearität überführt und die entscheidende Rolle von Familie als Bindeglied zwischen institutionell unterstellten, geschlechtsspezifisch gewichteten Aktivitätsprofilen in der Paarbeziehung nicht hinter der Dominanz der männlichen Variante des Lebenslaufs verschwindet. Erst die Ausdifferenzierung der inneren Verknüpfungslogiken zwischen zwei Zeit- und Verlaufsregimes der lebensphasenspezifisch synchron relevanten Institutionen erlaubt es auch, das „unbotmäßige“ Durcheinander der Chronologisierung und Sequenzierung in weiblichen Lebensläufen als Ergebnis widersprüchlicher Vergesellschaftungsprinzipien zu erklären – und weist die Linearität des männlichen als das aus, was sie ist: eine „Leistungslebenslüge“ der Individualisierung. Das bisher feststellbare Lebenslaufregime der Moderne heißt offensichtlich nicht nur Individualisierung, sondern auch Perpetuierung des geschlechtsgebundenen Masterstatusprinzips.

Es heißt dies nicht zuletzt, dass sich in der Kombination von Sequenzregime und Synchronitätsregime das Merkmal Geschlecht als gesellschaftliches Gestaltungsprinzip in organisationellen Zusammenhängen materialisiert und diese Kombination dennoch zur Verdeckung von Gegenläufigkeiten und Widersprüchen beiträgt: Die Anschluss-Institutionen setzen auf Leistung und versprechen den individualisierten Verlauf, ohne ihn jedoch für beide Geschlechter zu ermöglichen. Die Anliegerinstitutionen operieren auf Basis eines für sie ökonomischen Familienmanagements, ohne dessen Folgen für Ungleichgewichtigungen zwischen den Geschlechtern zu berücksichtigen.

Gegen falsche Komplexitätsreduktion: Theoretisierungen über Individualverläufe hätten auf Daten zu beruhen, die entlang der Geschlechterlinie unbestreitbar systematische Differenzen aufweisen. Schon Theoretisierungen über die Gestaltungsmacht von Institutionen und die hierüber nahegelegte Rahmung von Biographien hätten über deren Beitrag zur Rahmung der Relationalität von Biographien und die Familie als spezifischer Vernetzungsgeberin von Lebensläufen stolpern müssen. Die systematischen Auslas-

sungsstunden der Forschung sind allerdings dann nachvollziehbar, wenn wir sie als Ausdruck der in der Tradition verhafteten Moderne hinsichtlich der fortdauernden unterschiedlichen Relevanzsetzung von weiblichem Geschlecht und Familie gegenüber männlichem und Erwerbsarbeit werten. Coleman führt noch 1982 aus: „Als die Familie zum Anachronismus wurde, umgeben von ihr fremden Institutionen, in denen die Männer den großen Teil des Tages verschwanden, wurden die Frauen gleichsam im toten Gewässer zurückgelassen, das für die zentralen Aktivitäten der Gesellschaft zunehmend bedeutungslos wurde.“ (zit. n. Liegle 1988: 111).

Die Unterbewertung der strukturellen Verknüpfung von Familie und geschlechtsdifferentem Lebenslauf mit der Gesamtheit der sie umgebenden Institutionen und deren Verfasstheit zeitigt Folgen. Gesellschaftspolitisch ist die Dekonstruktion des bisher gehandelten Lebenslaufregimes deshalb so relevant, weil die Masterstatus-Verfasstheit des Lebenslaufs nur die weibliche Hälfte der Gesellschaft in die Verliererposition bringt und Frauen, trotz individueller Leistungsperformance, zu trouble makers gegenüber den bestehenden Verhältnissen macht – aus Männern wenig einsichtigen Motiven. Von ihrer Logik her sind allerdings auch männliche Lebensläufe als Programm für Einzelpersonen unter Ausklammerung des Geschlechterverhältnisses nicht korrekt zu denken, ebenso wenig deren Marktzentriertheit ohne die Existenz und organisatorische Verfasstheit von Familie und ihren Anliegerinstitutionen und nicht zuletzt: die Institutionenstrukturierung des Lebenslaufs nicht ohne personales Verknüpfungsprinzip von Ungleichheit bei gleichzeitigem Versprechen von Individualisierung – ein Widerspruch der Moderne oder schlichte Geschlechterblindheit soziologischer Analyse?

Anmerkungen

- 1 So ist etwa Bildung als kulturell anzustrebendes Gut im deutschsprachigen Raum fast durchgängig gegossen in ein 3-gliedriges Bildungssystem und ein daran anschließendes

- Berufsbildungs- und Berufssystem. Dieses impliziert – etwa im Unterschied zu angloamerikanischen Ländern – horizontale und vertikale Schließungsprinzipien, die die Existenzsicherung über Erwerbsarbeit ebenso strukturieren wie die Orientierung an Erwerbsarbeit selbst.
- 2 Dass aus der in der Soziologie üblichen, unreflektierten Assoziation von Geschlecht mit „weiblich“ eine Reihe erheblicher Verkürzungen in Theorie und Empirie folgt, ist, wiewohl in der Frauenforschung vielfach diskutiert (Becker-Schmidt/Knapp 1995) nur äußerst mühsam im soziologischen mainstream zu verankern (vgl. Hoff 1990).
 - 3 Um Missverständnisse zu vermeiden: es geht hier nicht um geschlechtsspezifische Rollen, sondern um lebensaufrelevante Gewichtungen innerhalb der Rollenkonfiguration aufgrund von Geschlecht. Genauso wenig soll hier, mit veränderter Begrifflichkeit, das Konzept der Statuskristallisierung oder -inkonsistenz (Lanski 1954) eingebracht werden. Ungeachtet der in einem sozialen Feld eingenommenen Positionen und deren wechselseitigen Entsprechungen oder Inkonsistenzen können die mit der einfachen Tatsache der Teilnahme an einem solchen Feld verknüpften Strukturierungen gegenüber denen anderer Felder dominant oder nicht-dominant sein.
 - 4 Merz 1996 zeigt für den institutionellen Kontext der Schweiz detailliert und eindrücklich, welche vielfältigen Gelegenheitsstrukturen mit Anreizen und Abschreckung Frauen von der Kombination von Familien- und Berufspartizipation abhalten.
 - 5 Der Mann wird und kann unter bestehenden institutionellen Bedingungen seine Berufskarriere nur bei Strafe empfindlicher Nachteile oder sogar Sanktionen seiner Vaterrolle oder seinen Sohnesverpflichtungen gegenüber pflegeabhängigen Eltern hintanstellen; die Frau kann ihre individuellen Ambitionen oder beruflichen (Langfrist-)Projekte entsprechend nur sehr bedingt vor ihre Mutter- und Pflegepflichten setzen.
 - 6 Wir bezeichnen jene Interaktionsfelder als mesosozial, die – anders als die Familie oder andere mikrosoziale Gebilde – nicht nur face-to-face-Beziehungen enthalten, aber eine geringere Reichweite haben als gesamtgesellschaftliche, in diesem Sinne makrosoziale Strukturen. Typische Beispiele sind Organisationen (wie Betriebe, Schulen), aber auch lokale oder regionale Infrastrukturen oder Arbeitsmärkte. In dieser Perspektive gilt es, das Gefälle hinsichtlich der gegenseitigen Strukturierungskapazität von Mikro- gegenüber Meso- und Makrosystemen festzuhalten (zur Begrifflichkeit vgl. Levy 1989), aber nicht so zu übertreiben, dass nur der makrosozialen Ebene „analysewürdige“ Strukturierungsmacht zugeordnet wird.
 - 7 Hughes (1945: 357) definiert exemplarisch das Konzept, nicht aber den Begriff: „Membership in the Negro race, as defined in American mores and/or law, may be called a *master status-determining trait*.“
 - 8 Nur in Zeiten von Rekrutierungsengpässen in bestimmten Segmenten des weiblichen Arbeitsmarktes (vor allem Verkaufs-, Verwaltungs-, Büroarbeit) wurde die Ausbildung formal an die „männliche“ Struktur des Übergangs vom Bildungs- ins Beschäftigungssystem angeglichen. Gleichzeitig wurden jedoch andere, neu entstehende, weiblich stereotypisierte ins Vollzeitschulsystem übernommen. Inzwischen kennt Deutschland neben den 370 dual organisierten Berufsausbildungen (Alex/Stooß 1996) immerhin 128 vollzeitschulische (Stooß 1997), mit eben jenem auch heute noch geringeren Marktwert der Abschlüsse.
 - 9 Der Feststellung von Schober/Chaberny (1983), bei der Lehrstellensuche sei es immer noch besser, männlich zu sein mit Hauptschulabschluss, als weiblich mit Realschulabschluss, ist auch heute noch nichts hinzuzufügen.
 - 10 Die Tendenz verheirateter Frauen, frühzeitig nach der Kinderphase ihre Konfiguration zu erweitern, galt bisher als typisch für die jüngere Generation. Das Verhalten der heute rund 60-jährigen Frauen ist um so erstaunlicher, als sich diese Prozesse der Konfigurationserweiterung in der Nachkriegszeit mit kulturell noch als relativ „familien-klassisch“ vermuteten Familienmustern abspielten und zudem in einer Phase mit seinerzeit hoher Familienbelastung, bzw. geringem Technisierungsgrad familialer Arbeit sowie zugleich ungünstigen Marktpositionen für Frauen. Den hier zugrunde liegenden „Lebensverlaufswiderspruch“ zwischen weiblichem Masterstatus und erworbener Marktposition belegt auch Streckeisen (1991).
 - 11 Es überrascht, wie wenig die Verknüpfung theoretisch „eingeholt“ wird, die doch in der gängigen Periodisierung der mittleren Phasen des Familienzyklus aufgrund der institutionellen, namentlich vorschulischen und schulischen Karriere der Kinder aufscheint. Diese Verläufe der Kinder, ihrerseits von außerfamilialen Institutionen organisiert, definieren effektiv Phasen des Familienlebens. Gleiches gilt für die Pflege bei Langzeit-Erkrankungen von Familienmitgliedern oder der Versorgung al-

tersgebrechlich werdender eigener Eltern. Aufgrund der Lebenslaufverlängerungen fallen diese Phasen nicht mehr mit der Versorgung kleiner Kinder zusammen. Heute sind Erwachsene länger Kinder ihrer Eltern als Eltern von unter 20-jährigen Kindern, ein Tatbestand, der für jene Person besonders strukturgebend ist, die für diese Betreuungsarbeit als zuständig gesehen wird – die Frau.

- 12 Ein wohl nicht nur sprachliches Kuriosum als Effekt solcher „Abweichungen“ ergibt sich aus der kantonalzürcherischen Berufsnomenklatur für den öffentlichen Dienst. Sie enthält Koch und Köchin als zwei Berufe mit verschiedenem Qualifikationsprofil, unterschiedlicher hierarchischer Stellung und differenter Entlohnung. Seit sie dank Gleichstellungsmaßnahmen beiden Geschlechtern zugänglich sind, gibt es deshalb amtspezifisch weibliche Köche (Küchenchefs mit Untergebenen) und männliche Köchinnen (Küchenmitarbeiter mit geringerer Qualifikation und Verantwortung).
- 13 Zur historischen „Geschlechtsumwandlung“ von Berufen bei sich in relevanten Zahlen verschiebender weiblicher oder männlicher Besetzung vgl. Rabe-Kleberg 1993.
- 14 Die Festlegung der Frau vorrangig auf den Binnenbereich ihrer Familie, der aufgrund seines informellen Charakters als strukturlos, rein personen- und stimmungsbedingt erscheint, bedeutet auch, die Chance zur problemorientierten Interaktion mit Schicksalsgenossinnen zu verringern. Entsprechend interpretieren vor allem verheiratete Frauen viele ihrer Probleme – etwa, dass Kinder sie „auslaugen“ und auch „nerven“ – als persönliches Ungenügen bzw. Fehlverhalten (Krüger et al. 1987). Die frauenspezifisch „unbewussten“ Spannungsäußerungen wie Medikamentenmissbrauch und ein ganzes Spektrum psychosomatischer Symptome dürften genau dies ausdrücken (Shorter 1994).
- 15 Gemeint ist hier nicht eine allgemeine (und etwas nebulöse) Kulturrelativität, wie sie etwa Rodman (1967) vorzuschweben scheint, sondern die Paarspezifität der zwischen Partnern implizit oder explizit ausgehandelten Äquivalenz- bzw. Reziprozitätsdefinitionen. Denn ob die Austauschbeziehung zwischen den Partnern von ihnen selbst als „gerecht“, d.h. äquivalent oder ausgeglichen definiert wird oder nicht, ist nicht als direkter Reflex einer wie immer bestimmbaren objektiven Gleichwertigkeit ausgetauschter Güter anzusehen, auch nicht, wenn in dieses Kalkül immaterielle Beiträge mit einbezogen werden (z.B. Kapital an sozialen Beziehungen à la Bourdieu). In Abhebung von einer kulturell nicht relativierten

Ressourcentheorie familialer Machtverhältnisse lässt sich nicht länger postulieren, diese Komplementarität sei insofern eine „Gleichgewichtssituation“, als sie für die beteiligten Personen spannungsfrei und bezüglich der Durchsetzungschancen ausbalanciert sei. Die Vermutung scheint uns angemessener, sie stelle eine sozial als Gleichgewicht definierte Ungleichheit auf Kosten der Partnerin dar, und diese soziale Umdefinition legitimierte und stabilisierte die Ungleichheit, indem sie sie tendenziell subjektiv unerkennbar macht.

Literatur

- Alex, Laszlo/Friedemann Stooß (1996): Berufsreport. Daten, Fakten, Prognosen zu allen wichtigen Berufen. Der Arbeitsmarkt in Deutschland – das aktuelle Handbuch. Berlin: Argon.
- Allmendinger, Jutta (1994): Lebensverlauf und Sozialpolitik. Die Ungleichheit von Mann und Frau und ihr öffentlicher Ertrag. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bednarz-Braun, Iris (1983): Arbeiterinnen in der Elektroindustrie. München: DJI.
- Beer, Ursula (1990): Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung der Geschlechterverhältnisse. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Beck, Ulrich (1990): Der Konflikt der zwei Modernen. In: Wolfgang Zapf (Hrsg.), Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 40-53.
- Beck, Ulrich/Elisabeth Beck-Gernsheim (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Giddens Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 3, S. 308-340.
- Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Lilo Unterkircher/Ina Wagner (Hrsg.), Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien: ÖGB-Verlag.
- Becker-Schmidt, Regina (1990): Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der

- Kritischen Theorie. In: Wolfgang Zapf (Hrsg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 383-394.
- Becker-Schmidt, Regina (1996): Früher-später; innen-außen: Feministische Überlegungen zum Ideologiebegriff. *ZkT*, S. 27-52.
- Becker-Schmidt, Regina/Gudrun-Axeli Knapp (1995): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Bernard, Jessie (1981): *The Female World*. New York: Free Press.
- Bilden, Helga (1980): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hrsg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz, S. 777-812.
- Blossfeld, Hans-Peter (1989): Kohortendifferenzierung und Karriereprozess – eine Längsschnittstudie über die Veränderung der Bildungs- und Erwerbschancen im Lebenslauf. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Born, Claudia/Helga Krüger (1993): *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und die Modernisierung weiblicher Lebensführung*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Born, Claudia/Helga Krüger/Dagmar Lorenz-Meyer (1996): *Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf*. Berlin: edition sigma.
- Brinker-Gabler, Gisela (1979): *Frauenarbeit und Beruf. Die Frau in der Gesellschaft. Frühe Texte*. Frankfurt a.M.: Fischer TB.
- Brinkmann, Christian (1980): *Erwerbsbeteiligung und Arbeitsmarktverhältnisse: Neue empirische Ergebnisse zur Entmutigung und zusätzlichen Ermutigung von weiblichen Erwerbspersonen*. In: *Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 44, S. 120-145.
- Brose, Hanns-Georg/Ursula Holtgrewe/Gabriele Wagner (1994): *Organisationen, Personen und Biographien: Entwicklungsvarianten von Inklusionsverhältnissen*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 23 (4), S. 255-274.
- Connell, Robert W. (1987): *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Cambridge: Polity Press.
- Dausien, Bettina (1996): *Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten*. Bremen: Donat.
- Douglas, Mary (1987): *How Institutions Think*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Eichler, Margrit (1997): *Family Shifts. Families, Places, and Gender Equality*. Toronto: Oxford University Press.
- Elder, Glen (1974): *Children of the Great Depression*. Chicago: University of Chicago Press.
- Elder, Glen (1992): *Models of the Life Course*. In: *Contemporary Sociology* 21 (5), S. 632-635.
- Featherman, David L. (1983): *Life-span perspectives in social science research*. In: Paul B. Baltes/Orville G. Brim, jr. (Hrsg.), *Life Span Development and Behavior*. Vol. 5. New York: Academic Press, S. 1-59.
- Flaake, Karin/Vera King (Hrsg.) (1992): *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Gather, Claudia/Ute Gerhard/Karin Prinz/Mechtild Veil (1993): *Frauen-Alterssicherung: Lebensläufe von Frauen und ihre Benachteiligung im Alter*. Berlin: edition sigma.
- Geissler, Birgit/Mechtild Oechsle (1996): *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Gerson, Judith M. (1993): *Sex Does not Equal Gender: Issues of Conceptualization and Measurement*. In: Marlis Krüger (Hrsg.), *Was heißt hier eigentlich feministisch? Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften*. Bremen: Donat Verlag, S. 121-138.
- Gerson, Kathleen (1993): *No man's land. Men's changing commitments to family and work*. New York: Basic Books.
- Gildemeister, Regine (1990): *Weibliches Denken – Männliches Denken. Oder: Sind zwei Geschlechter genug?* Kassel: Gesamthochschulbibliothek (Wissenschaft ist Frauensache. Bd. 6).
- Gildemeister, Regine/Angelika Wetterer (1992): *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*. In: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hrsg.), *TraditionenBrüche*. Freiburg i. Br.: Kore, S. 201-254.
- Hageman-White, Carol (1984): *Sozialisation: Weiblich-männlich?* Opladen: Leske + Budrich.
- Hageman-White, Carol (1992): *Berufsfindung und Lebensperspektive in der weiblichen Adoleszenz*. In: Karin Flaake/Vera King (Hrsg.), *Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen*. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 64-83.
- Hagestad, Gunhild O. (1986): *Dimensions of time and the family*. In: *American Behavioral Scientist* 29, S. 679-694.
- Hagestad, Gunhild O. (1991): *Dilemmas in Life Course Research: An International Perspective*. In: Walter R. Heinz (Hrsg.), *Theoretical advances in life course research. Status Passages and the Life Course*, Vol. I. Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 23-57.

- Hausen, Karin (1978): Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. In: H. Rosenbaum (Hrsg.), Seminar Familien- und Gesellschaftsstruktur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 161-191.
- Heintz, Bettina/Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. In: Zeitschrift für Soziologie 27 (2), S. 75-93.
- Heinz, Walter R. (1991): Theoretical Advances in the Life Course Research. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Heinz, Walter R. (1995): Arbeit, Beruf und Lebenslauf. Eine Einführung in die berufliche Sozialisation. Grundlagentexte der Soziologie. Weinheim/München: Juventa.
- Heinz, Walter/Helga Krüger/Ursula Rettke/Erich Wachtveitl/Andreas Witzel (19872): Hauptsache eine Lehrstelle. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim/Basel.
- Held, Thomas/René Levy (1983): Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Diessenhofen: Rütegger.
- Held, Thomas (1978): Soziologie der ehelichen Machtverhältnisse. Neuwied: Luchterhand.
- Hochschild, Arlie (with Anne Machung) (1989): The Second Shift. New York: Avon Books.
- Hoff, Ernst-H. (1990): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang. München: DJI.
- Höpflinger, François (1987): Wandel der Familienbildung in Westeuropa. Frankfurt a.M.: Campus.
- Höpflinger, François/Maria Charles/Annelies Debrunner (1991): Familienleben und Berufsarbeit. Zürich: Seismo.
- Hradil, Stefan (1992): Die objektive und die subjektive Modernisierung. Der Wandel der westdeutschen Sozialstruktur und die Wiedervereinigung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament. B 29-30/92, S. 3-14.
- Hughes, Everett Cherrington (1945): Dilemmas and Contradictions of Status. In: American Journal of Sociology 50, S. 353-359.
- Jurczyk, Karin/Maria S. Rerrich (1993): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung. Freiburg i. B.: Lambertus Verlag.
- Kleinau, Elke/Christine Mayer (1996): Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37 (1), S. 1-29.
- Kohli, Martin (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Dietmar Brock/Hans-Rudolph Leu/Christine Preiß/Hans-Rolf Vetter (Hrsg.), Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. Weinheim/München: Juventa, S. 249-278.
- Kreckel, Reinhard (1992): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheiten. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Krüger, Helga (1992): Frauen und Bildung. Wege der Aneignung und Verwertung von Qualifikationen in weiblichen Erwerbsbiographien. Bielefeld: KT-Verlag.
- Krüger, Helga (1995): Dominanzen im Geschlechterverhältnis: Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Regine Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.), Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 195-219.
- Krüger, Helga (1996): Die andere Bildungssegmentation: Berufssysteme und soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. In: Jahrbuch Bildung und Arbeit. Opladen: Leske + Budrich, S. 252-274.
- Krüger, Helga (1997): Familie und Generation. Der Gender Gap in den Paarbeziehungen. In: Jürgen Mansel/Gabriele Rosenthal/Angelika Tölke (Hrsg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 31-42.
- Krüger, Helga/Claudia Born/Stine Heintze/Helga Saifi (1987): Privatsache Kind – Privatsache Beruf. Zur Lebenssituation von Frauen mit kleinen Kindern in unserer Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Lauterbach, Wolfgang (1994): Berufsverläufe von Frauen. Erwerbstätigkeit, Unterbrechung und Wiedereintritt. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Laws, Judith Long (1979): The Second X: Sex Role and Social Role. New York: Prentice-Hall.
- Leibfried, Stephan/Lutz Leisering/Petra Buhr/Monika Ludwig/Eva Mädje/Thomas Olk/Wolfgang Voges/Michael Zwick (1995): Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lenski, Gerhard (1954): Status Crystallisation: A Non-Vertical Dimension of Status. In: American Sociological Review 19, S. 405-12.
- Levy, René (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive. Stuttgart: Enke.
- Levy, René (1989): Systèmes sociétaux et tensions. Une approche sociologique à redécouvr-

- ir. In: Actes du Congrès européen de systémi-
que, Lausanne/Paris: AFCET, S. 331-341.
- Levy, René (1996): Toward a Theory of Life
Course Institutionalization. In: Ansgar Wey-
mann/Walter R. Heinz (Hrsg.), *Society and
Biography. Interrelationships between Social
Structure, Institutions and the Life Course*.
Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 83-
108.
- Ley, Katharina/Christine Borer (1992): Und sie
paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfam-
ilien. Tübingen: edition diskord.
- Liegle, Ludwig (1988): Freie Assoziationen von
Familien. In: Kurt Lüscher/Franz Schultheis/
Michael Wehrspau (Hrsg.), *Die „postmoderne
Familie“*. Konstanz: Universitätsverlag, S. 98-
115.
- Lüscher, Kurt/Heribert Engstler (1991): Formen
der Familiengründung in der Schweiz. Eine
Analyse amtlicher Daten über die Geborenen
1979-1987. Bern: Bundesamt für Statistik.
- Mantovani Vögeli, Linda (1994): Fremdbestimmt
zur Eigenständigkeit – Mädchenbildung ges-
tern und heute. Chur u. a.: Rüeegg.
- Marx Ferree, Myra (1991): Gender Conflict and
Change: Family Roles in Biographical Per-
spectives. In: Walter R. Heinz (Hrsg.), *Theoreti-
cal Advances in Life Course Research*. Wein-
heim: Deutscher Studien Verlag, S. 144-161.
- Mayer, Christine (1992): ... und daß die staatsbür-
gerliche Erziehung des Mädchens mit der
Erziehung zum Weibe zusammenfällt. In:
Zeitschrift für Pädagogik 38 (5), 433-454.
- Mayer, Karl Ulrich (1990): Lebensverläufe und
sozialer Wandel. Anmerkungen zu einem
Forschungsprogramm. In: Karl Ulrich Mayer
(Hrsg.), *Lebensverläufe und sozialer Wandel*.
Sonderheft 31 der Kölner Zeitschrift für Sozio-
logie und Sozialpsychologie, S. 7-21.
- Mayer, Karl-Ulrich/Walter Müller (1986): The
State and the Structure of the Life Course. In:
Aage B. Sørensen/Franz E. Weinert/Lonnie R.
Sherrod (Hrsg.), *Human development and the li-
fe course*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, S. 217-245.
- Merz, Michaela (1996): Lohnt es sich für
Schweizer Frauen, einer Erwerbstätigkeit
nachzugehen? Auswirkungen institutioneller
Rahmenbedingungen auf die Entscheidung
zwischen Familie und Beruf. Zürich: Seismo.
- Müller, Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und
Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs
über soziale Ungleichheit. Frankfurt a.M.:
Suhrkamp.
- Nauck, Bernhard (1993): Lebensgestaltung von
Frauen. Eine Regionalanalyse zur Integration
von Familien- und Erwerbstätigkeit im
Lebensverlauf. Weinheim/München: Juventa.
- Nave-Herz, Rosemarie (1992): Frauen zwischen
Tradition und Moderne. Bielefeld: Kleine
Verlag.
- Nienhaus, Ursula (1982): Berufsstand weiblich.
Die ersten weiblichen Angestellten. Berlin:
Transit-Verlag.
- Nock, Steven L./Peter H. Rossi (1978): Ascription
versus Achievement in the Attribution of
Family Social Status. In: *American Journal of
Sociology* 84 (3), S. 565-590.
- Offe, Claus (1984): Arbeitsgesellschaft. Struktur-
probleme und Zukunftsperspektiven. Frankfurt
a.M./New York: Campus.
- Ostner, Ilona (1986): Frauenarbeit und Frauenar-
beitsforschung – endlos, glücklich, hoffnungs-
los von gestern? In: *Soziologische Revue* 9 (4),
S. 376-386.
- Ott, Notburga (1993): Rationalverhalten familialer
Entscheidungen. In: Claudia Born/Helga Krüger
(Hrsg.), *Erwerbsverläufe von Ehepartnern und
die Modernisierung weiblicher Lebensläufe*.
Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 25-51.
- Preissing, Christa/Edeltraut Best/Gisela Netze-
band/Ursula Wiegmann/Ursula Zingeler
(1985): Mädchen in Erziehungseinrichtungen:
Erziehung zur Unauffälligkeit. Opladen: Leske
+ Budrich.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1993): Verantwortlichkeit
und Macht: Ein Beitrag zum Verhältnis von
Geschlecht und Beruf angesichts der Krise tra-
ditioneller Frauenberufe. Bielefeld: Wissen-
schaftliche Reihe Materialien-Argumente. Bd.
54.
- Riley, Mathilda White/M.E. Johnson/Anne Foner
(1972): Aging and Society. Vol. 3. A Sociolo-
gy of Age Stratification. New York: Russell
Sage.
- Rodman, Hyman (1967): Marital Power in
France, Greece, Yugoslavia and the United
States: A Cross-cultural Discussion. In: *Jour-
nal of Marriage and the Family* 29, S. 320-324.
- Schober, Karen/Annelore Chaberny (1983): Bin
tief enttäuscht, werde mich aber weiter bewer-
ben. Über Probleme und Reaktionen von nicht
vermittelten Ausbildungsstellenbewerbern. In:
*Materialien aus der Arbeitsmarkt- und Berufs-
forschung*, H. 10, S. 12-22.
- Schlüter, Anne (1987): Neue Hüte – alte Hüte?
Gewerbliche Berufsausbildung zu Beginn des
20. Jahrhunderts – Zur Geschichte ihrer Insti-
tutionalisierung. Düsseldorf: Schwann
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesell-
schaft. Kultursoziologie der Gegenwart.
Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Schulze, Hans Jürgen/T. Mayer (1987): Familie:
Zerfall oder neues Selbstverständnis? Würz-
burg: Königshausen + Neumann.

- Shorter, Edward (1994): *From the Mind into the Body: The Cultural Origins of Psychosomatic Symptoms*. New York: Free Press.
- Singly, François de (1991): Post-scriptum. In: François de Singly (dir.), *La Famille. L'état des savoirs*. Paris: La découverte, S. 435-441.
- Stoß, Friedemann (1997): Reformbedarf in der beruflichen Bildung. Expertise im Auftrag des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Streckeisen, Ursula (1991): *Statusübergänge im weiblichen Lebenslauf. Über Beruf, Familie und Macht in der Ehe*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Teubner, Ulrike (1989): *Neue Berufe für Frauen. Modelle zur Überwindung der Geschlechterhierarchie im Erwerbsbereich*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Tölke, Angelika (1989): *Lebensverläufe von Frauen. Familiäre Ereignisse, Ausbildungs- und Erwerbsverhalten*. DJI-Forschungsbericht. Weinheim/München: DJI-Verlag.
- Vaskovics, Laszlo (1991): *Familie im Auflösungsprozess?* Deutsches Jugendinstitut, Jahresbericht 1990. München: DJI, S. 186-198.
- Vester, Michael/Peter von Oertzen/Heiko Geiling/Thomas Hermann/Dagmar Müller (1993): *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Köln: Bund-Verlag.
- West, Candice/Don H. Zimmermann (1987): *Doing Gender*. In: *Gender and Society* 1/2, S. 125-151.
- Wetterer, Angelika (1992): *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Weymann, Ansgar (Hrsg.) (1989): *Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne*. Stuttgart: Enke.
- Weymann, Ansgar/Walter R. Heinz (1996): *Society and Biography. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.